

Pädagogik.

1. Pädagogische Forschungen und Fragen. Herausgegeben von R. Stölzle. gr. 8° Paderborn, Schöningh.

5. Heft: Der Streit um die Schulaufsicht. Beiträge zur Geschichte der Schulaufsicht vor 100 Jahren. Von Emil Kämpfe. (X u. 54 S.) 1916. M 2.—

6. Heft: Ahasver Fritsch, ein pietistischer Pädagog vor Francke und ein Vorläufer Franckes. Ein Beitrag zur Geschichte der pietistischen Pädagogik. Von Hans Renker (IX u. 105 S.) 1917. M 3.40

7. Heft: Deutsche Sozialpädagogen der Gegenwart. Von Wilhelm Timmen. (X u. 125 S.) 1917. M 3.80

Diese drei neuen Hefte haben alle aktuelle Bedeutung und verdienen warme Empfehlung. Das erste führt in die Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Die alte Zeit sank, die neue hatte noch keine feste Gestalt, alles war im Gären. Auch die Schulfrage. Und eines der heißumstrittenen Probleme war die Schulaufsicht. Der Verfasser läßt einige Gegner der geistlichen Aufsicht zu Wort kommen: Steinbart, Schuderoff, Seidenstücker. Dann folgen drei Verteidiger: Dacheröden, Greiling, Zöllner. Nikolaus Funk endlich suchte einen vermittelnden Standpunkt einzunehmen. Es ist nicht ohne Interesse, die damals aufgestellten Gründe für und wider heute zu lesen. Gründe gegen die geistliche Aufsicht: dem Prediger fehlen Kenntnis der Schulwissenschaft und pädagogische Befähigung; es folgt aus ihr eine zu einseitige Bevorzugung der Religionsstoffe; die Ortschulaufsicht ist überhaupt überflüssig; die geistliche Aufsicht mindert das Ansehen des Lehrers; gibt Ursache zu Zwistigkeiten zwischen Prediger und Lehrer, unter denen die Schule leidet; ihre Abschaffung eröffnet den Lehrern eine weitergehende Laufbahn und fördert dadurch ihre Berufsfreudigkeit. Dagegen wiesen die Verteidiger auf folgendes hin: das Schulaufsichtsrecht der Kirche ist historisch begründet, da sie Schöpferin der Schule ist; die Kirche als Vertreterin der praktischen Vernunft hat den Primat vor dem Staat; die geistliche Aufsicht ist verfassungsrechtlich gegeben; dem Prediger gebührt als dem Gebildeteren die Aufsicht über den Lehrer; auch wegen seines besseren Verständnisses für den wichtigsten Bestandteil des Unterrichts, die religiöse Unterweisung; der Wirkungskreis des Predigers ist der wertvollere; sein Ansehen macht ihn zu der geeignetsten Persönlichkeit. — Es ist Neuland, das der Verfasser hier bearbeitet hat.

Gleichfalls in eine vom Krieg durchtobte Periode führt uns das Leben von Ahasver Fritsch (1629—1701). Ziel doch seine Jugend in die traurige Zeit des großen Religionskrieges. Von diesem Zeitgenossen Speners (1635—1705), dem Vater des Pietismus, haben wir zwar wohl gewußt, daß er einer der fruchtbarsten Schriftsteller (gegen dreihundert Schriften sind von ihm bekannt), daß er der Dichter zahlreicher geistlicher Lieder und ein eifriger Pietist war. So gründete er eine „geistliche fruchtbringende Jesusgesellschaft“. Daß er aber auch pädagogische Bedeutung hat, war unbekannt. Nun gräbt Renker aus dem Staub der

Bibliotheken einige pädagogische Opuscula aus. Darin verfolgte Frisch vor allem praktische Zwecke, wie schon die Titel zeigen: *Parens peccans, filius peccans, scholaris peccans*; Anleitung, wie die Eltern ihren Kindern die Erkenntnis der Liebe Jesu ins Herz pflanzen können; Treuherzige Ermahnung an die Eltern, daß sie sich mehr bemühen sollen, ihre Kinder fromm denn reich zu machen; Unvorgreifliches Bedenken, wie den Duellen und Balgereien der Studenten auf Akademien mit mehrerem Nachdruck zu steuern sein möchte; Unvorgreifliches Bedenken über die Frage, woher es komme, daß heutigestags an recht gelehrten Leuten ein so großer Mangel sich ereignet. Die entsetzliche geistige und materielle Not, die Rohheit und sittliche Entartung, die der Schwedenkrieg als Erbe hinterlassen hatte, dazu die Teilnahmslosigkeit der berufenen Führer, der Theologen und Prediger, die sich in über, liebloser Polemik ergingen, wies gerade ernstere und tiefere Seelen auf das Evangelium. In der Rückkehr zum lebendigen Christusglauben, der sich in Abseje und Liebestätigkeit auswirkt, sahen sie das einzige Heilmittel für die Schäden ihres Volkes. Und bei der Jugend setzten sie ein. Frandø hat bekanntlich diesen Ideen in seinen Schriften und Anstalten einen wahrhaft großartigen Ausdruck gegeben. Renfer zeigt nun, daß schon Frisch im wesentlichen die gleichen Anschauungen über Ziel und Mittel der Erziehung gehabt hat und deshalb mit Recht als Vorläufer Frandøes angesprochen werden darf. Nur ist Frisch in einigen Punkten maßvoller; er will die heidnischen Dichter nicht ganz aus der Schule verbannt wissen, und hat auch nicht daran gedacht, den Kindern Spiele zu verbieten.

Wie Ebbe und Flut folgen im Geistes- und Kulturleben individualistische und soziale Tendenzen. Auch die Pädagogik macht diese Schwankungen mit. Den Liberalismus, den Propheten der Persönlichkeitsrechte, löste gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Bann der „sozialen Frage“ und der Weltwirtschaft eine Strömung ab, die den Blick von den Rechten des einzelnen auf seine Gebundenheit im Rahmen größerer Organisationen richtete. Diese sozialpädagogischen Bestrebungen hatten 1905 durch Bamberger eine zusammenfassende Behandlung erfahren. Es ist also dankenswert, wenn Timmen diese Untersuchungen bis auf die unmittelbare Gegenwart fortsetzt. Schärfer als Bamberger unterscheidet er drei Richtungen: 1. Die sog. „Staatspädagogen“, die mit Ausschluß der Kirche nur den Staat als Gemeinschaftsform anerkennen, also nur für ihn erziehen wollen. Die Hauptvertreter sind Natorp und Bergemann. Leider werden sie übergangen. 2. Die „Gemeinschaftspädagogen“ stellen neben den Staat als gleichberechtigt die Kirche und ordnen die übrigen sozialen Organisationen, Gemeinde, Schule, Familie, diesen beiden unter. Hier stehen Dörpfeld und Willmann an der Spitze. 3. „Volkspädagogen“ endlich nennt der Verfasser eine Gruppe von Forschern, die mehr praktische Zwecke verfolgen, besonders bezüglich der Volksschule und Volksbildung. Am kürzesten ist diese Richtung wohl mit dem Wort Einheitschule charakterisiert. Genannt sind Rißmann, Lenz, Kerschensflainer, Muthesius, Ziegler. Mit Recht weist übrigens der Verfasser am Schluß darauf hin, daß es nicht heißen darf: Sozial- oder Individualpädagogik, sondern Sozial- und Individualpädagogik. Die Erziehung will in erster Linie eine

Persönlichkeit bilden, aber diese Persönlichkeit muß sich einfügen in größere Verbände. Nur vermisse ich einen Verband und eine Solidarität: die der Menschheit. Der Zögling ist nicht nur Kind, Schüler, Bürger, Kirchenglied, er ist auch Mensch schlechthin. Das zu betonen, dürfte angesichts des Völkermordens nicht überflüssig sein.

2. E. Meumann, Zeitfragen deutscher Nationalerziehung. Herausgegeben von G. Anschütz. 8° (VI u. 137 S.) Leipzig 1917, Quelle & Meyer.
M 2.60

Das gewaltige Geschehen des Weltkrieges, der die nationalen Leidenschaften in ihren Tiefen aufpeitschte, hat natürlich den alten Kampf um Menschheits- oder Nationalerziehung, der schon eine ganze Literatur hervorgerufen hat, neu verschärft. Auch der Altmeister psychologischer Pädagogik ist wenige Monate vor seinem Tod noch in die Arena gestiegen, um für die Nationalerziehung eine Lanze zu brechen. Im November und Dezember 1914 hat er in Hamburg sechs Vorlesungen gehalten. Da seine handschriftlichen Aufzeichnungen lückenhaft waren, mußte die Hand des Herausgebers ergänzend eingreifen, ohne daß man immer sieht, wo und wieweit. — Als Ziel hat sich Meumann gesetzt, auf dem Hintergrund der großen Zeit zu zeigen, daß nur auf nationaler Grundlage von einer echten Volkserziehung die Rede sein könne, daß der Kosmopolitismus vollständig versage. Der Inhalt entspricht dieser Ankündigung nun freilich keineswegs. Nach einer Einleitung, die so, wie sie vorliegt, sehr stizzenhaft den Beweis für die Notwendigkeit der nationalen Erziehung zu erbringen versucht, folgen Erörterungen über den Begriff Nationalbewußtsein, über Methoden zur Bestimmung des Volkstypus, über den deutschen Volkstypus. Erst im Schlußvortrag finden wir praktische Vorschläge, aber nicht etwa für nationale, sondern für politische Erziehung des deutschen Volkes. Dieser Schluß enthält zwar manches Sympathische, so die Forderung einer Aufrüttelung zumal der besseren Stände aus der politischen Gleichgültigkeit, einer eigenen Ausbildung der Berufspolitiker und Presseleute, einer größeren Selbstzucht der öffentlichen Meinung. Aber das Wertvolle der Schrift liegt doch in den Vorträgen über Nationalbewußtsein und Volkstypus, wo Meumann auf seinem ureigensten Gebiet sich befindet, der Psychologie. Wegen der Wichtigkeit der Sache sei eine kurze Gedankenentwicklung hergesetzt. In Gegensatz zum naiven Nationalgefühl, das instinktmäßig wirkt, setzt Meumann das reflexe Nationalbewußtsein, das diese drei Ideenkreise in sich schließt: Selbstbewußtsein, Solidaritätsgefühl, Bewußtsein der geistigen und sittlichen Verwandtschaft. Zum nationalen Selbstbewußtsein gehört der Selbsterhaltungstrieb (der aber auch die Erhaltung der andern mitverlangt), das Bewußtsein von der Eigenartigkeit der Nation (negativ: sie ist unersetzlich; positiv: sie ist sich ihres Eigenwertes bewußt, woraus die Pflicht der Selbstachtung erwächst), das Bewußtsein der Selbständigkeit. Der sittlich wertvollste Bestandteil ist das Solidaritätsgefühl, die Überzeugung vom Wechselverhältnis zwischen individuellem und Nation, das passiv besagt die tatsächliche Abhängigkeit des einzelnen vom Ganzen und die Überzeugung, daß sein Wohl und Wehe mit dem des Ganzen verquickt ist, und aktiv den festen Willen in sich beschließt, bedingungslos (?) für

das Wohl der Nation einzutreten, wogegen die Nation für das Schicksal des einzelnen eintritt. Hier liegen die Wurzeln des Pflichtbewußtseins des einzelnen und der Stärke der Nation. Das Bewußtsein von der Verwandtschaft der Volksgenossen war ursprünglich bedingt durch Rassenähnlichkeit. Diese Blutsverwandtschaft spielt heute nicht mehr die entscheidende Rolle. Geistige Kräfte sind in den Vordergrund getreten: Gleichheit der Sprache, gemeinsame Geschichte, Gemeinsamkeit praktischer Interessen, der Handelsbeziehungen, der Staatsverfassung, des Bodens (geographisch und klimatisch betrachtet), der Kunst. — Für die Bestimmung des Volkstyps entwickelt Meumann ein System verschiedener Methoden. Man kann von der Einzelpersönlichkeit ausgehen, etwa fünfhundert Deutsche, fünfhundert Franzosen usw. aus den verschiedenen Berufsklassen, Ständen, Geschlechtern auswählen, mit Hilfe geistiger Stichproben, der sog. Tests, ihren Charakter feststellen, um so auf die Eigenschaften der ganzen Nation zu kommen. Ergänzend müßten dazu kommen anthropometrische Untersuchungen über Körpereigenschaften, Größe, Gewicht, Gehirnvolumen usw. Man kann aber auch das Volk zum Gegenstand der Untersuchung machen. Der geschichtliche Werdegang wird reichen Aufschluß geben, wobei noch besonders darauf zu achten wäre, ob das Volk in seinem Stammsitz geblieben ist, ob es sich mit den Elementen seiner eigenen Kultur entwickelt hat oder von fremder Kultur überflutet wurde, ob es politisch ein geschlossenes Ganze blieb, ob es sich mehr kriegerisch oder friedlich entwickelt hat. Ein anderer Weg ist die Analyse der Werke und geistigen Leistungen eines Volkes (besonders in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Sittlichkeit, in äußerer Kultur, politisch und sozial). Aufschluß kann auch geben die Betrachtung der Ideale eines Volkes, wie sie sich äußern in den Helden seiner Epen und in den Zielen seiner Wünsche, sodann die der natürlichen Landesverhältnisse, die den Charakter eines Volkes ganz wesentlich beeinflussen, endlich die Beobachtung, ob ein Volk mehr ausnahmesfähig und bedürftig ist für fremde Einflüsse oder ob es sich abschließt. — Für diese Partien wissen wir Meumann Dank, wiewohl sie zu seinem eigentlichen Thema, dem Beweis, daß nur auf nationaler Basis von wahrer Volkserziehung die Rede sein könne, in etwas losem Verhältnis stehen. So abschließlich und schroff gefaßt, scheint uns übrigens Meumanns Satz unhaltbar, so sehr wir davon überzeugt sind, daß die Entwicklung der guten Eigenschaften heilige Pflicht jeder Nation und eine Bereicherung der ganzen Menschheit bedeutet. Nur muß ebenso entschieden betont werden, daß jede Nation auch ihre Fehler ablegen muß. Meumann kommt an verschiedenen Stellen seiner Schrift auf die Tatsache zu sprechen, daß wir Deutsche in der ganzen Welt unbeliebt sind; er findet nur einen Grund: „Niemand kennt uns in der Welt, deshalb finden wir so wenig Sympathie“ (S. 130). Höchst merkwürdig! Der gleiche Verfasser sagt: „Wir sind eben einfach in Europa noch nicht so weit, daß auch bei unsern Gegnern höhere geistige und sittliche Motive, wie das sittliche Gebot der Achtung vor der geistigen und sittlichen Eigenart anderer Menschen als der Volksgenossen . . ., eine massensuggestive Kraft erlangt hätten. Sie haben das bei uns Deutschen“ (S. 7; vgl. preußische Polenpolitik). „Wenn Völker, die von uns gelernt haben . . ., uns zum Dank dafür Barbaren schelten . . ., dann müßten

wir doch blind sein und nicht mit Tatsachen rechnen können, wenn wir von solchen Völkern noch durch andere Mittel Anerkennung hoffen wollten, als durch unerbittliche Entschiedenheit unserer Machtentfaltung" (S. 7). „Man sollte es kaum für möglich halten, daß noch immer ein großer Teil der Wahlberechtigten gerade aus den gebildeten Ständen nicht wählt, obgleich wir doch angesichts der Macht solcher Parteien wie des Zentrums, der Polen, der Dänen und Elsäßer und Sozialdemokratie Grund genug hätten, die Verpflichtung zur Wahl allgemein zu fühlen" (S. 108). S. 118 ist die Rede vom Terrorismus, den manche Presseorgane ausüben, wie die sozialdemokratischen und ultramontanen; S. 121 vom Bruch des Burgfriedens in unserer ersten und großen Zeit durch einige Zentrumsblätter und den Vorwärts; S. 135/36 werden drei Richtungen in der Jugendbewegung unterschieden, die kirchliche, die sozialdemokratische und die „nationale“. Ob man uns wenigstens jetzt, nach Erscheinen dieser Proben deutschen Taktens, im Ausland richtig kennt? Nein, wir Deutschen können uns gewiß im Chor der Nationen mit Ehren sehen lassen, aber die Engel sind wir auch nicht. In weiten Kreisen unseres Volkes ist jedenfalls eine Art von Dünkel und Herrenmenschentum, die innerhalb und außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle aufreizend wirkt.

3. Unsere Jugend eine Wehrmacht. Beitrag zum Problem: „Das Recht des Staates, ungenützte Kräfte zur Erfüllung seiner Aufgaben heranzuziehen.“ Von S. Cybulz. 8° (99 S.) Berlin 1915, Concordia. M 1.50

Ein Schriftchen voll von herrlichen Gedanken, voll von Idealismus und Optimismus, aber wir fürchten, als Ganzes eine Utopie. Der Titel ist fast irreführend. Die Verfasserin denkt nicht etwa an militärische Wehrhaftigkeit; „wehrhaft sein heißt nicht nur Waffen tragen, sondern gewaffnet sein gegen alles Niedere und Schlechte, gegen alles, was den Menschen herabzieht von seiner Höhe" (S. 15). In Wirklichkeit steht das Problem zur Behandlung, wie die schulentlassene Jugend in den praktischen Lebensberuf und zugleich in das große Gemeinschaftsleben eingeführt werden kann, so daß der Staat dabei finanztechnisch diese Entwicklungsperiode ausnützen kann. Es wird vorgeschlagen, daß die ganze männliche und weibliche Jugend fünf bis sechs Jahre zu einem allgemeinen, unentgeltlichen Staatsdienst herangezogen wird. Die Verfasserin denkt dabei an Mitarbeit bei Jugendspielen, Tätigkeit in Jugendheimen, bei Berufsberatungsstellen, in der Krankenpflege, Vormundschaft, Armenpflege für die Knaben und für die Mädchen, unter anderem an Kleinkinderpflege (zwei oder drei Mädchen sollen einen eigenen Haushalt gründen und für einen Säugling und ein nicht schulpflichtiges Kind sorgen), Krankenpflege, Berufsvorbildung für die hauswirtschaftlichen Berufe, Wöchnerinnenpflege. Es ist ja sicher, daß hier sehr wichtige Probleme berührt sind. Die fortschreitende Auflösung des Familienlebens, dazu die soziale Zerküftung unseres Volkes heißen dringend eine viel intensivere Sorge für die Schulentlassenen. Aber daß der vorgeschlagene Weg praktisch gangbar sei, erscheint uns sehr zweifelhaft. Unannehmbar ist uns jedenfalls eine Staatsauffassung, die nur den Staat als Quelle des Rechts und als Ziel des Strebens

anerkennt. Und neben dem Staat fällt auch der Religion und Kirche ein Teil an der Lösung der sozialen Frage zu, und nicht der letzte. Viktor Huggler S. J.

Literaturgeschichte.

Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht und kritisch gewürdigt mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses. Von Dr. Maria Peters. gr. 8° (182 S.) Paderborn 1917, Schöningh. M 4.—

Glühende Verehrer von Dichtern und Künstlern sehen es ungern, wenn die geistige Abhängigkeit ihrer Lieblinge in eingehender Untersuchung nachgewiesen wird. In ihren Augen sind die Geistesheroen so etwas wie eine sich selbst speisende Wunderquelle, die dem allgemeinen Naturgesetz der Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit des Irdischen nicht oder doch nur in geringem Grade unterworfen ist. Die heutige wissenschaftliche Literaturbetrachtung geht von einer wesentlich verschiedenen Ansicht aus. Sie weiß sehr wohl, daß es solche Wunderquellen überhaupt nicht gibt, daß die größten und unabhängigsten Geister die Arbeit der Vorzeit nicht entbehren können, daß insbesondere die ersten Anfänge ihres Schaffens ausnahmslos durch Vorbilder und äußere Einwirkungen der verschiedensten Art bedingt sind. Sie hält daher den Nachweis dieser Abhängigkeit nicht nur für erlaubt, sondern auch für nützlich, ja unentbehrlich. Daß diese Suche nach Quellen und Vorlagen leicht ausartet und dann ins Unfruchtbare und Kleinliche gerät, ist nicht zu leugnen, aber die Gefahr des Mißbrauchs beweist schließlich nichts gegen die Richtigkeit der Grundsätze.

Man muß es der Verfasserin der vorliegenden Arbeit lassen, daß sie im allgemeinen recht glücklich die Klippe der Pedanterie zu vermeiden wußte. Da die Jugendpoesien Webers nicht eben zahlreich sind und der ehrliche, offenerzige Dichter die Anregungen und Einwirkungen, die er andern verdankte, gelegentlich selbst bezeugte, so war die Aufgabe von Dr. Maria Peters verhältnismäßig leicht. Der Wert der Schrift wird aber dadurch nicht verringert; denn wir erhalten so statt zweifelhafter Kombinationen und geistvoller Vermutungen durchweg feststehende, wohlbegründete Resultate.

Die Erstlingspoesien des Paderborner Primaners Friedrich Wilhelm Weber stehen deutlich unter dem Einfluß der deutschen Klassiker, zumal Schillers, den unser Dichter zeitlebens außerordentlich hochschätzte und noch als Greis mit Verehrung nannte. Goethes Einwirkung war dagegen nicht sehr bedeutend: das aktive, immer zu Tätigkeit und gewissenhafter Pflichterfüllung drängende Naturell des ernstesten Westfalen fühlte sich in der Genußwelt des Weimarer Lebenskünstlers nicht recht heimisch. In formeller Hinsicht schulte sich Weber auch erfolgreich an den Meisterwerken der lateinischen Klassiker. Als der Kreis seiner Kenntnisse sich erweiterte, zog ihn unter den Hainbunddichtern besonders Höltz an, dessen wehmütige, gefühlvolle Lyrik den Sohn der roten Erde zu manchen hübschen Naturschilderungen begeisterte. Die den Dichtern des Hains nahestehenden Sängers Salis und Matthiesson haben ähnlich auf den empfänglichen Jüngling eingewirkt,